

**Predigt am 30.06.2013 (13. Sonntag Lj. C): – Lk 9,51-62; Gal 5,1.13-1  
kundschaften vor botschaften**

Was ich habe, will ich nicht verlieren, aber  
wo ich bin, will ich nicht bleiben, aber  
die ich liebe, will ich nicht verlassen, aber  
die ich kenne, will ich nicht mehr sehen, aber  
wo ich lebe, will ich nicht sterben, aber  
wo ich sterbe, da will ich nicht hin  
bleiben will ich, wo ich nie gewesen bin.

I. Dieses Gedicht lässt mich nicht mehr los, seit ich es vor wenigen Tagen (Tag der Pastoralen Berufe in Kirrlach am 27. Juni) noch dazu aus dem Mund eines Bischofs zum ersten Mal gehört habe. Es stammt von dem früheren DDR-Rebellen und bereits mit 56 Jahren verstorbenen **Thomas Brasch**. Innerlich bereits mit der Predigt für den heutigen Sonntag beschäftigt, empfand ich dieses Gedicht in seiner unheimlichen Widersprüchlichkeit, der Gegensätzlichkeit von Bleiben und Verlassen als Ausdruck einer typisch postmodernen Haltlosigkeit und Heimatlosigkeit, – und wie ein fernes Echo jenes Jesus-Wortes im heutigen Evangelium: „*Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester; der Menschensohn aber hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann.*“ Ich hatte immer schon den Eindruck, um nicht zu sagen: den „Verdacht“, dass Jesus hier nicht nur von seiner eigenen Heimatlosigkeit spricht, sondern von der Grunderfahrung des Menschen, hier auf Erden gar keine wirkliche Heimat finden zu können (!). „*Wir sind nur Gast auf Erden und wandern ohne Ruh' mit mancherlei Beschwerden der ewigen Heimat zu.*“ Wir kennen dieses Kirchenlied. Der Mensch kommt – nach **Arnold Gehlen** – als „Mängelwesen“ zur Welt. Es fehlt uns z.B. das instinktsichere Wissen der Tiere um ihren Ort, um ihr Zuhause in dieser Welt.

Wir (!) müssen erleben und erleiden, früher oder später erkennen, dass wir hier „*keine bleibende Stadt*“ haben, sondern „*die zukünftige suchen wir*“, wie es im Hebräerbrief (13,14) heißt; jene Stelle, die **Johannes Brahms** in seinem Deutschen Requiem so unnachahmlich vertont hat. „*Bleiben will ich, wo ich nie gewesen bin!*“, heißt das in der säkularen Sprache dieses Dichters. Bischof **Franz-Josef Bode** (Osnabrück) ermutigte uns, die „Pastoralen Dienste“, mehr zu kundschaften als zu botschaften, ein Wortspiel, mit dem er uns sagen wollte, was seiner Meinung nach heute angesagt ist: Bevor wir als Botschafter mit unserer (Frohen) Botschaft unter die Leute gehen, sollten wir Kundschafter sein, auskundschaften, was den heutigen Menschen bewegt, bedrängt, beschäftigt. Bereits unser Erzbischof erinnerte bei seiner Begrüßung an den tschechischen Reform-Theologen **Thomas Halik**, von dem kürzlich in Freiburg - beim südbadischen „Tag des Pastoralen Dienste“- sinngemäß die unerhörten Worte zu hören waren: Wir, die hauptberuflichen Kirchenchristen, wir sollten nicht zu sehr den Unterschied zwischen Gläubigen und Ungläubigen beachten, sondern mehr auf den Unterschied achten zwischen den in der Kirche „heimisch Gewordenen“ und den „Suchenden“. Sich also nicht nur um die in der Kirche Beheimateten kümmern, sondern vor allem um die Suchenden, die Heimatlosen, mit denen zusammen und an deren Seite wir uns selbst als Suchende erkennen, bekennen sollten: Auf der Suche nach dem „*was jedem in die Kindheit scheint und wo doch noch niemand war: Heimat*“ (**Ernst Bloch**) Ich jedenfalls habe mich von Bischof Bodes „Dimensionen einer zukunftsträchtigen Pastoral“ – so das Thema seines Vortrags in Kirrlach – nicht nur ermutigt, sondern, in aller Bescheidenheit, bestätigt gefühlt. Ich musste ständig an jenes Wort von **Papst Franziskus** denken, dass wir „an die Ränder gehen“ sollten: „*Der Hirte muss den Geruch seiner Schafe haben!*“, sagte der neue Papst. Den Geruch haben, nicht nur kennen! – auch wenn es oft genug der schwer erträgliche Mief der „Kundschaft“ ist in den Kneipen und Wirtshäusern, in denen man mich kennt. Selten treffe ich dort die „heimisch Gewordenen“ an, sondern meist sind es die Suchenden und Süchtigen, die mir Einblick in ihr Leben geben, und ich ihnen hin und wieder von meinen eigenen Suchbewegungen erzählen kann. Soweit das Kundschaften, nun aber das „Botschaften“, d.h. das Bezeugen der unverkürzten Botschaft Jesu:

II. Die Heimatlosigkeit Jesu und seiner Jünger bringt zunächst einmal zum Vorschein, bzw. macht mir erneut bewusst, dass alle Menschen in dieser Welt letztlich heimatlos sind. Und nun ruft Jesus seine Jünger - im eben gehörten Evangelium - sogar heraus aus elementaren, „heimatlichen“ Bindungen und Verpflichtungen, damit sie, damit wir (!) sozusagen als Chance – und nicht nur als Mangel - begreifen, dass wir hier auf Erden keine endgültige Heimat haben. Jesu vagabundierendes Wanderleben scheint nicht zuletzt ein Zeichen dafür zu sein, dass wir unterwegs bleiben müssen und uns nicht einnisten dürfen in dieser Welt, als wenn wir hier bereits zu Hause wären. Jesu Ruf in seine Nachfolge ist darum so kompromisslos und schroff und konfrontiert uns schonungslos damit, dass wir uns nur allzu gerne am Vorläufigen festmachen; dass wir schon „vor Anker gehen“ wollen, obwohl das „Schiff“ unseres Lebens womöglich noch gar nicht ausgelaufen, geschweige denn dort angekommen ist, wo wir hingehören: (Be-)Reich Gottes oder Himmel nennt er das, wohin er uns rufen und ziehen will, während wir uns lieber einrichten wollen in dieser Welt und das Ziel unseres Lebens so leicht(fertig) aus dem Auge verlieren. Wenigstens einige seiner Jünger müssen mit ihm und wie ER bereit sein, „*alles zu verlassen*“, um den anderen vorzuleben, dass wir nur „mit leichtem Gepäck“ die beschwerliche Wanderschaft bestehen, die er Nachfolge nennt, und die uns heimwärts führt!: „*Unsere Heimat aber ist im Himmel...*“, sagt der Apostel Paulus ganz ungeniert (Phil 3,20-21).

*„Eigentlich bin ich ganz anders, aber ich komme nur so selten dazu.“* So heißt es bei **Ödön von Horvarth** in seiner Komödie „**Zur schönen Aussicht**“. Dieses ironische Wort, das ich unseren Firmanden für die „Gewissenserforschung“ ihres Beichtgespräches mitgegeben habe, es ist mir ebenfalls eingefallen beim Lesen des heutigen Evangeliums. „Eigentlich“ bin ich ein heimatloser und nach dem Ewigen sich sehrender Mensch, aber ich habe so viel um die Ohren und so viel Vordergründiges vor Augen, dass ich leicht aus dem Blick verriere, wohin Jesus mich rufen will. So vieles bindet mich fest: an das Irdische und Materielle, an Beruf und Familie, an Pietät und Etikette, dass ich „so selten dazu komme“: „*Eigentlich bin ich ganz anders...*“, eigentlich möchte ich frei sein für das Eigentliche, für das Eigene meiner unverwechselbaren Bestimmung; für das, was Gott mit mir vorhat. Wie sagte doch Paulus in der (2.) Lesung: „*Zur Freiheit hat uns Christus befreit. Bleibt daher fest und lasst euch nicht von neuem das Joch der Knechtschaft auflegen!*“ (Gal 5,1) Jesus will, dass wir frei werden und uns frei machen von allem, was uns davon abhalten will, Gott zum Ziel- und Mittelpunkt unseres Lebens zu machen. Seine Worte im heutigen Evangelium legen die Halbherzigkeit bloß, mit der wir gewöhnlich seine Jünger sind. Wir werden von ihm gefragt, wie ernst es uns mit unserem Christ- Sein ist und welche Konsequenzen wir daraus zu ziehen bereit sind.

Wir können uns letzten Endes nicht damit beruhigen, dass Jesus solche steilen Nachfolgeworte angeblich nur an einen kleinen, auserwählten Jüngerkreis gerichtet habe; wir (!) also dafür gar nicht in Frage kommen. Nein: Wir alle sind, seit Taufe und Firmung, in seine Nachfolge gerufen und sollen täglich zum Vorschein bringen, dass wir anders, freier, solidarischer zu leben wagen als die Menschen, die sein Evangelium nicht zum Maßstab ihres Lebens gemacht haben. Was wir dabei aufgeben und zurücklassen müssen, auf welche Sicherheiten wir „pfeifen“, welche Nachteile wir dafür in Kauf nehmen sollen – das muss jeder mit sich selber und im Gebet mit Gott ausmachen. Aber auseinandersetzen müssen wir uns alle mit Jesu unbequemen Nachfolgeworten, um schließlich hinter seinen schroffen Worten die Stimme des Freundes zu entdecken, der uns nicht in Ruhe lässt, weil er uns weiter bringen will - hin zu einem sinnvoller Leben, zu einem bewussteren Glauben. „*Jesus wollte keine Bewunderer, er wollte Nachfolger gewinnen!*“; sagt **Sören Kierkegaard**. Die Nachfolge Christi nannte Bischof **Franz Kamphaus** gerne: „*Hinter Jesus her sein*“. Wenn ich hinter ihm her gehe und er mein Herr geworden ist, dann kann auch ich hinter den Menschen her sein im übertragenen Sinne des Wortes: als Kundschafter und Botschafter zugleich.